

Bunte Zeitung.

Von einem verunglückten Königsvogelstehen wird der Klein Volkstanz aus der Nähe von Bonn eine interessante Geschichte erzählt. Etwas hatten sich die von nach und fern ergebenden Schichten bemüht, den Königsvogel von seinem erhabenen Standpunkte herunterzulassen: Kopf, Flügel und Schwanz waren längst gefallen, nur der aus säubem Wurzelholz angefertigte Kumpf des leeren Bierflandes. Allmächtig doch war auch dieser so weit zerplittert, daß er sich zum Fallen weigerte. Doch des Königs Würde bedingt noch schwere Bürde; so möchte mancher Schliche denken, wenn er seine Angel meterweit vorbeizuziehen ließ. Nicht so der Held der Geschichte — angelegt! Feuer! Hurrah! da fliegt der Vogel zur Erde! Gratulirend drängt sich die Schaar der Umstehenden herbei, verlegen nimmt der König die ersten Huldbildungen an, um schließlich mit schwerem Gezeug dem Präsidenten zu erklären: „Sär, nennst es mer net die Bibel, aber ich han keine Penning Geld nich.“ „Wat“, antwortete dieser, „stänning wäde, un te Geld han, dat geht net; da konste och geteider laus geköffe han.“ Was nun? Der Präsident beriecht mit dem Wortfand, das es Ergebnis war, daß der zerplitterte Kumpf schleunigst zusammengesetzt, wieder in die Höhe befördert und erst am nächsten Tage herabgeschossen wurde.

Wie eine Sängerin zum Stern wird. Die in Paris so beliebte Ghanette Poette Guilbert hat einem brüderlichen Journalisten auf sein Verlangen um einige Mittheilungen über ihre Laufbahn folgenden originellen Brief geschickt: „Mein Herr: Sie würden das Beseyt, das ich andeert habe, um ein Stern zu werden. Mein Gott, das ist höchst einfach. Zuerst verlangte ich einen Louis für den Abend. Man gab ihn mir. Dann 4 Louis ... man gab sie mir! Dann 10 ... man gab sie mir!! Dann 20 ... man gab sie mir!!! Dann 35 ... man bot sie mir an! Herr Dutaxe ist's, der Direktor des Alcazar d'Éto in den Champs Elysées, den man aufsuchen muß, um sich ein kleines Vermögen zu sammeln. Meine Kollegen mögen nun hingehen, 2 bis 4 Uhr, ist er zu sprechen. Sie sehen, das ist mein Leben ganz einfach und das es durchaus nicht bewirkt ist. Man muß nur zu fordern wagen; ich meines theils bin nicht schüchtern. Ferner nehmen Sie ein Paar sehr schwarze Sandals, aber sehr lange, da hinein stecken Sie zwei große Arme, ebenfalls möglichst lang, und lassen sie nachlässig über den Bauch herabbaumeln, in schäblicher Höhe. Das, sehen Sie, ist die Hauptsache: die Höhe ... Gebrauchsdauern Sie diese langen schwarzen Arme nur wenig; es ist unnötig, sie zu erwidern. ... Dann machen Sie, unter anderem, auch ein sehr gelangweiltes Gesicht, und das Publikum, das sehr unruhig ist, denkt: „Ah, das ist wirklich ein allerliebster Frauenschon; es ist schrecklich gelangweilt, dieses Frauenschon, und dennoch kommt es und singt uns was vor. Das ist wirklich sehr nett!“ Ferner müssen Sie auch richtig niefen; wenn man durch die Nase singt, hört man die Stelle; so ist wenigstens das gewonnen. ... Man muß es alles denken. ... Seine Wieder hinhören braucht man nicht — der Souffleur ist ja da — ebensovienig braucht man sie zu verstehen; das ist Sache des Publikums. ... Dann muß man bisweilen im Kreis umschalten. In der Comédie Française nennt man das Kunstpausen; man acht möglichst darauf, daß die Pause kein Wort entweicht; geschieht es aber dennoch, so hat es auch nichts zu bedeuten. Kurzum: es gehört gar nichts dazu als ein wenig Klugheit, und selbst das vielleicht nicht. Aufmerksamst, habe, das ist alles. Den Direktoren versichern, daß man mit Talent überbürdet ist, daß man es unter der Haut sitzen hat, daß es herauskommen wird, darin liegt alles. Dann grüßt man, lächelt und geht fort. Kräftig Komplimente, lieber Herr. Poette Guilbert.“

Originaler Stadtbrief. Auf eine neue, ebenso zarte wie wohlfeile und dabei doch wirksame Art städtischer Verfolgung sind kürzlich, wie man mittheilt, die Bürger des nordamerikanischen Städtechens Bruns wid verfallen. Der amerikanische Bürgermeister dieses Städtchens, John D. Seidel, ließ vor einigen Tagen nicht nur seine Bürgermeisterei und sonstigen politischen Würden, sondern auch seine liebevolle Gattin und 4 Kinder im Stütz Bruns wid waren in seiner Verfolgung. Die Behörden mit der Anlegenheit zu beschließen, daß die meisten der Bruns wid Bürger von ihren Nachbarstädten zu Schadenersatz eingetragene. Sie beschloffen also sich ganz im Stillen um den Verlorenen zu bemühen. Jeder von ihnen sollte alle seine Verwandten und Bekannten in der weiten Welt von dem Verfallenden des theuren Schadenersatzes in Kenntniss setzen und sie aufzufordern, auf den Verfallenden zu zahlen. So kam auch Wertheim in Kenntniss in Chicago, der Sohn eines Bürgers von Bruns wid, in Vertheim ein solches Stadtbrief. Wertheim schenkte eines Tages den Washington-Boulevard entlang, und siehe da, es war keine Täuschung, jener kurze dicke Sänder do mit dem grauen Worte und mehr als

40 Jahren auf dem Rücken konnte kein anderer als der Major von Bruns wid sein. Wertheim begriff keine Aufgabe und besorgte ihn wie ein guter Defektiv, bis er in einem Saune verbrühten war. Dann begab er sich zur Polizei und ließ den Flüchtling in aller Stille verhaften, mit ihm leider seine zarte Begleiterin, eine hübsche Putzmacherin, die sich ihm angeschlossen hatte. Die Bruns witer können sich also fiederlich wieder in aller Ruhearbeit von ihrem Bürgermeister regieren lassen, wenn sie wollen, jedenfalls haben sie bei diesem lastvollen Vorgange die Ehre der Stadt getettet.

Mißgünstige Bekanntschaft. Herr K., der seine Augen nicht immer in der Gewalt hat, kommt bei einer Festlichkeit neben die wohlbeleibte Frau Kommerzrath zu sitzen. Im Eifer des Gesprächs bemerkt er: „Ich kann die biden Frauen nicht leiden.“ In demselben Augenblicke wird ihm seine Taktlosigkeit klar und er wendet sich zu seiner Nachbarin mit dem Zusätze: „Das heißt, wenn sie jung sind!“

Dem Kleinen Hans, dem schlauen Mitglied einer sehr zahlreichen Familie, theilt der Vater mit, daß der Storch zwei Wilderchen auf einmal gebracht hat. „Siehst du, Hans“, sagt der Kleine darauf, „der ist jetzt gleich mit zweien gekommen, weil ihm das Gelante bei uns zuviel geworden ist.“

Zur Ratungsgeschichte. Lehrer: Beschreibe mir die Weltstiere!“ — Schüler: Die Weltstiere haben am Waunde einen Beutel!“ — Lehrer: „Wozu?“ — Schüler: „Wenn sie verfolgt werden, Frieden sie hinein!“

Neue Krankheit. „Haben Sie Kuno Buchlig's neueste Ballade schon gelesen?“ „Allerdings!“ Die Verkäuferin bedenkt sich. Der Kumpfe leidet an poetischem Podagra!“

Woch. A.: „Der Herr dort muß sich entscheiden mit der ganzen Welt zerworfen haben!“ — W.: „D neiv, der hat nur ein eigenes Bed!“ Er ist nämlich Trauerliebhaber und hat immer die Lacher auf seiner Seite!“

Auf Kommando. „Herr Hauptmann, ich hoffe, die Soldaten werden bei der Veldensprobe die nöthige Nüdrung zur Schau tragen!“ „Gewiß, ich werde im geeigneten Moment „Müdr Ged“ kommandiren!“

Necht traurig. Warum macht denn der Seww immer so a' traunig's Gesicht — sieht ihm was?“ — „Ja, mit dem ist's freilich traunig. Der weiß nicht, wie viel Kinder er hat! Er ist fünf und bis fu'n f am er bios zählen!“

Großhuerer. „Nu, wenn Herrschichte, esse Sie Ihr Traubencoffee mit Verband — lauter Briefstaube — allererichte und allerheuerichte Qualität; — da hat jed's Flügelche schon sei wichtige Staatsbegeh!“ (Z. Bl.)

Theater und Stadtbahn. Herr: Nun, Sie sind nicht auf der Theaterkasse?“ — Kassirer (eines neuen Theaters): „Was soll ich dort, da geht es doch nichts zu thun.“ — Herr: „Und weshalb insperieren Sie hier auf dem Stadtbahn — Herron?“ — Kassirer: „Ich lege mit der Coupee's an, (stehend) da ist alles überfüllt.“

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahi vorbehalten:

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. XIX. Jahrgang, 1892/93. Halbmonatsheft Nr. 1: 1. Okt. 1892. In 6 Halbmonatsheften oder 3 Monatsheften, vierteljährlich 6 M. Berlin W., Webr. Baetel, Bülowstr. 7. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Umlauf. Wien. XV. Jahrgang, Heft 1: Oktober 1892. Wien, A. Hartleben's Verlag. Monatlich ein Heft, jährlich 10 M. einschl. Zusendung. Die Arbeitsstudie. Zeitschrift für leichte und geschmackvolle Handarbeiten mit farbigen Originalmustern für Gobelastilerei, Applikation und Klaffstick, sowie Schnurten und bunten Verzieren für Häkel-, Häkel-, Häkzeug-, Strick- und Stickarbeiten aller Art. — Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 90 Pf. Verlag der Arbeitsstudie, Eugen Thiermeyer in Leipzig.) Die Sonntagstrube. Die Bestimmungen über die Regelung der Sonn- und Feiertagsruhe für Behörden, Kaufleute, Handwerker, Goldwirthe u. zusammengestellt und mit Erläuterungen versehen von H. Harnisch, förmlicher Regierungssekretär. 1892. Krünit und Leipzig, Deutscher Verlag (Louis Seidler). 80 Bfge. Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfadend durch die Widersprüche des Lebens von Karl Feilich. Leipzig, Fr. Blich. Grunow, 1892. H. Helmberg's gesammelte Romane und Novellen. Vierte Ausgabe. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Hfg. 40—46 u. 40 Bfge.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Engel in Halle a. S.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 237.

Halle a. S., Montag den 10. Oktober

1892.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

3. In seinem bescheidenen Stübchen saß Lotbar Bingen am Schreibtisch, von dem er hit und wieder aufsprang, um dem geöffnerten Klavier einige hümmische Passagen zu entlocken. Dann trat er ans Fenster, presste das Gesicht an die Scheiben, blickte hinaus auf die Schornsteine und Kirchthürme, auf welche seine hochgelegene Wohnung eine freie Aussicht bot. . . und doch . . . er fand keinen Stoff für das nächste Kapitel seines Romans. Er gehörte der jüngsten Richtung an, für welche Lebenswahrheit das einzige Gesetz der Kunst ist. Doch er hatte leider zu wenig in letzter Zeit erlebt, lauter Tagesereignisse; er war in allen Winkeln der Residenz herumgelaufen, um ein geeignetes milieu für seinen Helden zu finden . . . und obgleich er sich von den Linnenjammern dadurch unterhielt, daß ihm nicht die in Roth aufgeföberten Dinge, sondern daß dieser Roth selbst die Hauptsache war, so wollte sich doch dieses milieu nicht ausgiebig genug erweisen. Er verzweifelte an seiner Phantasie; doch zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er zum Dichten keine Phantasie brauche, sondern nur Beobachtungsgabe, und dafür fehlten ihm wieder die Objekte; er hatte schon zu vieles Verdächtige, Schmutzige und Grueliche geschildert, daß die trübe Stoffquelle erschöpft schien. Das Leben abzufchreiben, wenn es nicht in diesem Schmutze opalfirte, war eine undantbare Aufgabe. Nach solcher Naturwahrheit hatten ja auch längst überwundene Klassiker wie Goethe gestrebt. Lotbar Bingen war ein Musiker seines Zeichens; doch er wollte als Komponist über Richard Wagner hinausgehen, wobei er durch seinen gänzlichen Mangel an Erfindungsgeist unterstützt wurde; denn sein Abheben vor der Melodie war so groß, wie seine Unfähigkeit, eine Tonfolge zu entdeden, die irgend einem Sterblichen ins Gehör fiel. Zum Stoff einer Riesenoper hatte er sich Ferdinand Cortez gewählt; aber er hatte diesen Stoff nicht in landläufiger Weise behandelt wie Spontini, sondern im Stile Wagner's ein musikalisches Götterepos gedichtet. Mit Rodan war nichts mehr anzufangen. Die deutsche Walkalla war in Musik gesetzt; wer konnte noch einen Walkürenritt schreiben, nachdem Wagner ihre Roffe gezümt und ihnen in die Steigbügel zum braunenden Ritt verholpen hatte? Aber Mexiko, die Götterwelt der Azteken — das war noch ein jungfräulicher Boden für die Musik; es fehlte dem Stoffe zwar die Teilnahme, die das waterländische Gefühl einflößt; doch auch Wagner's Phantasiegestalten waren weder im Deutschen Bunde, noch im Deutschen Reich heimathberechtigt. Doch wie großartig waren jene fremden Götter, denen in Tenochtitlan die Altäre dampfen: der Bistlipuchi, der Quagelcoatl, der Gott der Luft, und Zegualtopaca, der das Gute belobte und das Böse bestrafte. Die mexikanische Walkalla hatte er auf dem Feuerberge Popocatepetl angebaut und ließ sie vulkanisch beleuchten, wobei er mehr Dampf entwickelte als Wagner in seinen Bernwardlungspausen. Die Leitmotive dieser mexikanischen Götter gingen durch Mart und Bein. Es war eine zwar den Ohren wehthuende, aber dem künstlerischen Gefühl durch ihre charakteristische Kraft sich einmehmende Musik. In Mitteleuropa schloß es nicht und die Rhythmen des Textes bewegten sich noch freier und unconfundbarer als bei Wagner: ein Verdienst jener Götter, deren Namen auf Anstrengungen spotteten, sie in eins der iltlichen Verweise zu zwingen. Doch leider blieb hinter den iltlichen Ansprüngen der Erfolg zurück, die Partikuren kamen möglichst unsubstanz wieder nach Hause. Die Bühnen scheuten den Aufwand und die Mühe, dieser über alles gewohnte Maß hinausgehenden Schöpfung gerecht zu werden. In der That, sie waren ein Ep-

Illopanbau, dem gegenüber noch Richard Wagner viel Kalk und Mörtel benutzte. Und wie der Meer ging es auch einigen Sätzen und Symphonien, die dort begannen, wo Beethoven aufgehört, aber nicht einmal dort aufhörten, wo das musikalische Chaos begann.

Nach solchen Enttäuschungen wandte sich Lotbar Bingen der Schriftstellerei zu und nur nach einige Klavierstunden, die er gab, um des Lebens Nothdurft befriedigen zu können, erinnerten ihn an seine für immer hingeschundene musikalische Klängepoche. Als Schriftsteller aber that er Bunge für die Verirrungen, die er sich als Komponist bei der Stoffwahl hatte zu Schulden kommen lassen; hier schloß er sich den neuesten Stürmen und Drängern an; sein Popocatepetl war hier der unsichtbare Vulkan, auf dem die ganze Gesellschaft tanzte.

Seinen Freunden galt er für ein Genie und er war freundschaftlich genug geneigt, um diese Ansicht zu theilen. Und wer hätte ihn auch für etwas anderes halten können, wenn man diese zu Berge stehenden struppigen schwarzen Haare sah, diese Augen, die einen überwieglichen, überirdischen Glanz hatten, diese Augenbrauen, die sich düster bühlig über der Nasenwurzel zusammenbrängten, diesen wehmüthigen Zug um den Mund, in welchem die Verzweiflung an allem Glücke der Erde ausgedrückt war, diese hohe dünne Gestalt, diese Hände mit den Vögelfingern? Die ganze Erscheinung hatte etwas Dämonisches, und wenn er sprach, so gemanen seine Züge etwas Aufleuchtendes, was den ersten Eindruck weitaus verstärkte. In jeder Hinsicht war er seinem Bruder Oswald unähnlich, dem tüchtigen Arzt und scharfsinnigen Denker, der so viel Ruhe, Klarheit und Sicherheit besaß.

Dieser trat gerade bei ihm ein, als er wiederum eine unwillkommene Pause in seinem dichterischen Schaffen mit einigen Jansen und Altorden aus Kitzl's Klavierwerke ausfüllte. Lotbar sprang von dem Klavier auf und drückte seinem Bruder herzlich die Hand; er freute sich, in seinen schweremüthigen Beobachtungen über das Stecken seiner poetischen Schöpfungskraft und seines genialen Gedankenflusses unterbrochen zu werden. Auch hatte er einiges auf dem Herzen, was er seinem Bruder beichten wollte; er hatte vor Oswald kein Geheimniß; dieser hätte sich aber um so mehr, ihm seine eigenen Erlebnisse mitzutheilen; er fürchtete, sie an die große Glocke gehängt und in einem Romankapitel verarbeiteter zu sehen. Er fühlte dem Bruder an den Hals.

„Nimm eine siederische Erregung. Du sollst dir mit deinem Dichten und Phantasieren etwas Gute gemien.“

„Ruhe . . . wer kann dem Genus geben?“ „Ich sollte glauben“, verlegte Oswald, „daß ihr bei eurem Streben nach Naturwahrheit es nicht mit solchen sagenhaften Geisteskräften wie Genie und dergleichen herumgeschlagen dürftet. Eine Summe gewisser Fähigkeiten, mit so und so vieler Dampfkraft von Willensenergie in Schöpfung gebracht — das ist alles. Das wird sich vielleicht noch einmal berechnen lassen. Das müßt ihr doch am besten einschätzen. Ich selbst habe begründete Scheu vor dem, was man im Leben Genie nennt; ich fürchte, daß da immer eine Art von geistiger Störung zugrunde liegt. Des Dichters Aug in seinem Abgrünn vollend“, sagt ja ein großer Poet. „Nur giebt's aber einen Abgrünn, der nicht mehr schön ist, was er auch noch so sehr die Augen rollen. Und das fürcht' ich, ist bei vielen von euch der Fall! Laßt daher das Genie lieber aus dem Spiele. Es sößt mir und vielen ruhig denkenden Männern Vorforgnisse ein.“

„Du hast recht“, versetzte Lotbar. „Doch dergleichen fliegt einem noch immer an! Es ist der Staub aus den g. I. g.“

Rinderstuten! Das Genie ist auch Fleiß — auch wir arbeiten gleichsam auf aufgeschwemmten Heubärmeln . . . weil wir mühen!

„Schaff nur Nüchternes, so wird ein Wert mehr in den, als hundert zusammengeklebte Geschichten.“
„Du irrst, das ist es eben; der Erfolg und der Ruhm; der Wert — das ist hundertmal verächtlicher. Wir sind unsterblich, das lassen wir uns nicht nehmen.“

„Denn was ist dem Bruder einen fragenden und prüfenden Blick zu?“

„Wir haben ein neues Weltjahr der Litteratur eingeleitet und ein paar Jahrtausende, wie Zell des Landvogts Barke, mit genialstem Fußstap hinter uns in den Abgrund der Zeit geschleudert. Von Sophokles bis Schiller und Goethe ist alles überwunden. Bei den Ägyptern leitete der Sirius ein neues Weltjahr ein. Ich gedente, eine Zeitschrift mit diesem Titel herauszugeben. Doch wenn wir auch die großartigste Umarbeitung der Litteratur zuwege gebracht — der Buchhandel und das Publikum können nicht nachkommen; unsere Sachen gehen nicht und die Verleger kommen nicht auf die Kosten; deshalb müssen wir durch Fleiß ersetzen, was uns an Erfolg fehlt.“

„Doch zu sehr darfst du dich nicht anstrengen. Wenn ihr genügend seid, mit dem Leijungischen Maßstabswert eure Dichtungen herauszupumpen, dann laßt lieber den Brunnenschwengel in Ruhe! Kommt zu mir hinaus, sei mein Gast, erhole dich einige Wochen. Mir scheint, du bedarfst der Ruhe; man muß dem Gehirn nicht zuviel zumuthen; sonst treten bedauerliche Störungen in den seelischen Funktionen ein.“

„Es ist sehr liebenswürdig von dir, daß du so für mich sorgst. Doch ich kann gerade jetzt deiner Einladung nicht Folge geben. Gehe dich einmal hierher . . . nimm diese Cigarette . . . die Sorte ist famos; irgend ein unbekannter Verehrer — wir haben mehr unbekante, als bekannte — hat sie mir anonom zugeschildert . . . ich habe dir etwas zu erzählen.“

„Denn nahm Platz auf dem verhöferten Sopha. Die Cigarette hatte seinen Beifall; er dampfte mit Behagen und freute sich an dem sich schmelzenden süßigen Genöß; Vorhang ging hin und her und rüdte die Stühle beiseite, als wollte er Platz für irgend eine Kraftübung schaffen.“

„Ich kann jetzt nicht fort von hier“, begann er, „ich habe ein entzückendes Mädchen kennen gelernt; ich muß es so oft wie möglich sehen, wenn auch nur von fern. Das ist für mich jetzt unerlässlich. Ich würde gewiß Sehnsucht nach ihm haben — und das wirst du mir zugeben, das sind Gesühle, die sich für die Gedächtnis eines Terzianiers eignen; und so viele Klassen will ich nicht heruntergesetzt werden; deshalb bleibe ich jetzt in der Stadt.“

„Ist die Dame denn wie eine Merkwürdigkeit im Panoptikum, daß man sie alle Tage in Augenschein nehmen kann?“
„Etwas Ähnliches . . . sie gehört dem Theater an!“

„Dennald wurde aufmerksam.“
„Sie ist von einer Wahrheit in ihrem Spiel, die immer anziehend ist, wo die Verzerrungen der Operette sie gestalten. Dabei ist sie nicht weniger als eine solche Nana. Und gerade der Gegensatz zwischen ihren Kunstleistungen und ihren

Velegensgewohnheiten ist so merkwürdig, daß er an sich schon lehrreich zu werden verdient als ein Beitrag zu den Sonderbarkeiten der Künstler und Künstlerinnen, sie ist nämlich im Leben fast gänzlich unnahbar.“

„Woher weißt du das?“ fragte Oswald.
„Aus den besten Quellen.“ Ich selbst habe einmal den vergesslichen Bericht gemacht. Sie lebt bei kleinen Leuten in einer speisgerichtlichen Hinstücklein; sie ist da gleichsam Mitglied der Familie, wie die Köchlinge, die Hunde und Katzen, und man kann sie nicht herausgraben aus diesem Schutz von häuslichem Glück, unter dem sie verächtlich ist. Dennoch kann eine Künstlerin nicht wie eine Einsiedlerin dahingleben; sie wird doch einmal in die Öffentlichkeit gesellschaftlicher Kreise hinausgezerrt — und bei solcher Gelegenheit habe ich ihre nähere Bekanntschaft gemacht.“

„Ich bin doch neugierig.“
„Es giebt Festlichkeiten der Bühne, von denen sich ein Mitglied derselben nicht ausschließen kann, ohne den größten Mißfall zu erregen. Die sonstige Alte der Bühne feierte ihr vierzigjähriges Jubiläum; zu diesem Festessen war auch ich und einige andere jüngere Schriftsteller geladen. Die Presse muß ja die Domäne machen und ich habe auch ein kritisches Silberbüchlein, aus dem ich bisweilen herausstreite, um das Gedächtnis zu präsentiren. Und da er schien die gefeierte Alte, im Geleit von drei jungen Grazien und unter dieser die anmutigste Schönheit, an deren Seite eine freundliche Tischordnung mir den begünstigten Platz anwies. Und so konnte ich mich mit ihr unterhalten den ganzen Abend und war von Anfang an herauf, ehe noch die Tischweine ihr Recht geltend machten.“

Ich kam gar nicht dazu, meine Studien über das milieue der Operettenbühne zu machen . . . ich wollte eigentlich eine deutsche Nana schreiben. Das sollte nicht eine solche Lastigkeit sein, wie die französische, sondern ein niedliches Vögelchen, das sich in alle Ränge sperren ließ.“

„Es ist ein Glück, daß du nicht dazu kommst, solche Studien zu machen.“
„Nun, die Alte wäre ergiebig genug gewesen. Die Odeurs der Theatergarderoben hatten ja um sie einen vierzigjährigen Duftkreis gebreitet, dessen Bestandtheile chemisch zu analysiren eine lohnende Aufgabe für eine wahrhaft moderne Dichtung wäre; doch ich kam eben nicht dazu . . . so sehr hatte mir meine Nachbarin die Sinne verwirrt. Ein eigenartiges Wesen . . . sie hat nie Schopenhauer gelesen — und doch steht er ihr im Blute. Alles, was sie denkt und fühlt, ist schwarze Melancholie und Weltschmerz. Sie seiert alles, sie hat ein tiefenschnellendes Messer in der Hand, und wo sie einschneidet, troßt der Giftsaft hervor. Und daneben dieser Viebreiz, diese töstliche Naturvirilität! Was ihre Lippen sprechen, ist Chopin'sches Rotturmo; was sie verheißt . . . das ist Offendachischer Cautan. Dieser Widerspruch wirbelt mir in Hirn und Herz . . . und ich will ihn lösen, ich muß ihn lösen, lösen durch die Liebe!“

„Und wie heißt dies wunderbare Mädchen?“
„Theresa Stern!“

(Fortf. folgt.)

Der kleine Geiger.

Novelle von Irma v. Troll-Borosthant.

In einer mächtigen deutschen Stadt weiß ich ein schönes Haus, in dem ich manch glückliche Stunde meines Lebens verbracht. Nicht mitten im Gemüth des Häusermeeres ist es gelegen, sondern außerhalb des Stadttores, dort, wo vor etwa dreißig Jahren noch dieser Wald gestanden. „Garten“ wird dieses von ausgedehnten Wäldern und breiten Straßen durchschnitene Gebiet nunmehr genannt. Aber nicht in geistlicher Kultur und Kunst blüht es dem Besucher überall entgegen; an manchen Stellen weißt es noch die alte Pracht und stolze Würde des einstigen Adels an.

Wenig mit der kleinen Geschichte, die ich hier erzählen will, vertheilt sich das Gartens kein feiner Anspruch darauf erheben, ob seiner großartigen, landschaftlichen Reize gerühmt zu werden, inmerhin aber ist es von lieblichem, dem Auge wohlthuenden Grün gesäumt, von frischer, erquickender Luft durchweht und von weniger Menschen bedrängt als andere Gärten des umgebenen Gartens.

An der dies Terrain durchschlingenden schmalen Gasse liegt das Haus, zu welchem meine Erinnerung mich heut zurückführt. In griechischem Stil mit feinem Geschmack erbaut, die

Vorderfront dem grünen, in hohen Säulen angelehnt, durch Umarmung und schattige Portalanlagen von den Nachbarhäusern getrennt, erhebt es sich in schmuckvoller, edler Einfachheit.

Im Frühling, wenn die lindere Lüfte durch den großen Garten wehen und die Rosenkämme und Beeten um die Villa ihren entzückenden Duft verbreiten, dann hängen von allen Ecken des Hauses Gesänge und Saitenspiel durch die weit geöffneten Fenster. Die schönsten und süßesten Klänge aber tönen, nicht allen Vorübergehenden vernehmbar, von der Klaviertafel, die frei an einen eben, langigen Bauspalt liegt.

Wenige dachten daran, ihre Schritte dorthin zu lenken. Nur ein kleiner Kinderwagen wurde, am weiten Tummelplatz frohlich spielender Knaben und Mädchen vorüber, lässig dahingeroht. Das halbwüchsige Mädchen, das den Wagen lenkte, trabte stets wieder von hinten, nachdem es für bestelien ein Bündchen im Schatten des Hauses gefunden und allerlei Stücken, Gräser und Blätter auf das Bettchen im Innern des Wagens gelegt hatte.

Das erregte gar sehr meine Neugierde und einmal, als ich wieder um die Mittagszeit heimwärts schlenkerte, ging ich klug

auf das winzige Wagengebäude los, um einen festen Blick auf dessen stillen Insassen zu werfen, der hier sässlich für lange Stunden der Einlamkeit unterworfen wurde. Weis schlich ich mich um die Ecke und schob das grüne Tuch, das vom Wagenbache herabhängt, beifamig zur Seite.

Da lag ich auf dem mit großblüthigem Skottum überzogenen Kissen einer blonden Knabensoff, so weiß und bleich, als läge eine Gipsmaske über dem Gesichtchen. Die Augen waren geschlossen und leiter Augem bewegte kaum bemerkbar die Wangen und Nasenknäuel des kleinen Träumers. Sein Strahl des warmen, goldigen Sonnenlages, in dem die frühlingstliche Erde gedeutet lag, fiel in die von dem kühlen Sandspil umgebene Mauerecke, wo der blaße Knabe in seinem dürftigen Strohnägelchen schlummerte.

„Armes Kind! Wenn hätt' ich dich wachgeküßt. Aber ach, der Tränenhauch aus mitleidvollem Herzen hätte dir nicht gekrächelt.“

„Du brauchst fröhlichere Arznei für deine schlafenden Wangen, für deine so mühsam abnehmende Brust — du brauchst das Glück!“
„Ich wollte mich abwenden, um heimzugehen, aber da zog aus offnem Fenster des Hauses ein sanfter Ton auf meiner Seite in die zitternde, webende Mittagsluft, schwellte, wuchs und breitete sich und öfnete die milden Lüfte des Schlafers. Der Knabe bewegte und bog sich aus dem engen Wagenraum; befelegtes Stauen malte sich in den seinen Zügen und aus großen, vertrauenden Kinderaugen blickte er hinaus in das blaue, jonnendurchleuchtete Außerwäldchen über sich und hinauf zu dem Fenster, aus dem die süßen Töne quollen.“

„Immer voller und gemulliger wurde der Gelang der Götter, immer trüblicher das Auge und bleicher die Wangen des entzückten Knaben, bis alles verklangen war. Dann löst er ermatet in die Koller zurück und die farblosen Lippen schlüßten: „So wollt' ich's können!“ — Ach, wenn ich eine Geige hätte!“ — und ich ergrimmte ob solch hilflosen Wehes der Gedanklich.“

Der Künstler aber — die Welt nannte ihn damals und nennt ihn noch heute den „Geigenföng“ — hörte mir lachend zu, als ich ihm von dem Knaben erzählte, und machte ihm eine kleine Geige zum Geschenk.“

Als der Sommer kam, wurde für den Knaben des Kleinen eine andere Musikstelle gesucht, abseits vom Hause auf grünem Rasenplatz, im süßen Schatten dichterlaubiger Bäume. Aber auch hier schlich ich mich oftmals leise an und belaudete ihn, wie er seine von ihm unzerstrenliche Geige in den zarten Händen hielt und dazu Töne zu bilden suchte, süße, liebevolle Klänge, und ich freute mich, als ich hörte, daß die Zufriedenheit des erfüllten Herzens mundete und der züchtliche Lusthohn im Freien die früher so klaffen Wangen des Kindes mit vollendetem Anbau überfließen.“

Doch der Sommer enteilte. Die kaltenstüchigen Klößen dem Winter entgegen; die grünen Wälder färhten sich in gelbe und braune Tinter. Ein langandauernder Regen fiel und als sich der Himmel wieder aufhellte, brachte die nächste Nacht Neis und Frost. Auf Büschen und Bäumen waren die betagelten Blätter von der Nässe zusammengelebt, und als die milde Herbstsonne sie allmählig wieder getrocknet hatte, fielen sie schauerweise zur Erde, so oft ein Windstoß über sie hinfuhr. Frostschauernd, ächzend und knurrend schüttelten sich die ihres Langenandes entleierten Bäume in den taugen Stürmen.

Und mit dem grünen Laube erleideten auch wieder die Wangen des armen, kranken Knaben. Schmächtig blickte er aus der dunklen, seudigen Portierskante seiner Eltern ins Freie und gedachte der vielen guten Stunden, die er draußen, von der harmnen Sommerluft umweht, von dichten Blätterdach der mächtigen Bäumen beschattet, oeträumt hatte. Selten, nur an ganz milden Tagen, wurde er in sein Wägelchen, und später, als der Winter kam und mit seinem Schnee und Eis den großen Garten überzog, in den Schlitten geteilt, und unter den hantelstümlichen Rädern tief begraben, für ein halbes Stündchen durch die Straße geküßt.

Fast täglich kam der freundliche Arzt zu dem kleinen Patienten, saßte ihm den Puls, irtich, mit sanfter Hand über sein blondes Naargelock und verordnete dies und jenes als stärkende Nahrung. Und manchmal drückte er eine Handnote in die zitternde Hand der verblümmten Mutter, damit es ihr leichter würde, seine Verordnungen auszuführen.

Des Knaben einzige Freunde war sein Geigenpielzeug. Fleißig übte er Triller und Quäle; immer gewandter fletelten die schlanken Fingerchen den kleinen Wagen über die Saiten und ein reines Sädeln glitt über sein Gesichtchen, wenn es ihm gelang, eine um besonders süßwiegend dünkende Passage zu seiner Befriedenheit zu bewältigen.

Sein Lehrmeister aber war kein geringerer, als der Geigenföng selber, der, gerührt von der glühenden Sehnsucht nach Musik, die der Kunde des Genies in der Welt des sticken Knaben entzündete, gar manches mal verbotlichen in die enge, dumpfe Stube trat und dem vor freudigem Entzücken verblümmenden Kinde liebevolle Weisen auf seiner Violine vorspielte.

Jeder Tag, an dem solches geschah, war ein Festtag für den Kleinen, der seine Geige, welcher der Meister so wunderbar herrliche Töne zu entlocken wußte, wie ein Heiligthum betrachtete und die erlauchten Melodien klüchtlern nachschallend versuchte.

Allen weder die Wissenschaft des Arztes, noch die stille Selbstheit des Kindes, welche ihm die Befähigung mit seiner geliebten Musik gewährte, vermochten es, dem Zerstörungswert der finstern Naturgenialen, die an der Vernichtung dieses jungen Lebens arbeiten, einen Damm zu legen. Immer zahlbar und eingefallener wurden die Knaben Wangen, breiter die dunklen Ringe um seine Augen, fleischloser die garten Glieder, und immer matter und müder fühlte er sich. Bald wurde ihm selbst das Geigenpiel zu einer Mühseligkeit, der seine schwindenden Kräfte nicht mehr gewachsen waren, und traurig blickte der Blick seiner großen, glanzlosen Augen auf dem Instrumente, das stumm und verstaubt auf dem Tische neben seinem Bettchen ruhte.

Da kam die Weihnachtszeit, und voll Klang und Pracht und frober Luft wurde das schöne Fest in der Künstlerfamilie gefeiert. Freunde, Bekannte und Kunstgenossen waren von Rath und Fern herbeigekümt, um im gastlichen Hause des Geigenföngs an der heitern festlicher Feiern zu theilnehmen. Kaum demochte der geräumige Salon, in dem der festlich an die Decke reichende Christbaum in glänzend strahlendem Schmuck prangte, die reiche Zahl der Gäste zu fassen.

Das war ein Jauchzen und Jubiliren, ein Händelachen und Gläserklirren, das selbst die Gringefimmten vom Wirbel der Freude erfasst wurden, daß sich die Allen in die Luft der frohloeden Kinderbeeren mit einstimmen.

Wir aber fiel mitten in den Lichtglanz der dunkle Schatten meines kranken Schöpfung, und der Bekante herzlich trauig meine Seele, daß in dem heitern Freie wohl feiner des Armen sich erinnert. Unbekert schlich ich mich aus den hellen Räumen in's Treppenhaus nach unten, um zu erfahren, wie's dem Kleinen gehe.

Auch in der Portierswohnung war Nicht zu sehen, und ich trat ein.

Mit geschlossenen Augen, still und blaß, lag der Kranke in seinem Bettchen; der Vater lauerte stumm in einem Winkel der Stube und grübelte, wie kam; die Mutter aber schlich meidend unter und machte sich anzuwenden, auch ganz Lieberhäufiges, zu schaffen, nur um etwas zu thun zu haben.

Sie wußten, daß es mit ihrem Kinde zu Ende gieng. Der Doktor hatte es ihnen gesagt, und der Zustand des abgegriten, zu Tode erköppelten Knaben bannte jede Hoffnung.

Ich fand kein Wort des Trostes für die armen Allen. Bekommenes Herzens lebte ich mich an die kleine Lagerstätte und hatte Mühe, meine eigenen Tränen zurückzuhalten angefaßt des übermächtigen Schmerzes, der den sommergebeugten Eltern bedrängte.

Nicht lange hatte ich so, meinen traurigen Gedanken mich hingebend, dagelesen, als der Kleine die Augen öflich und, als er mich bemerkte, mißlich auf seine Geige hinweute und, mich mit sanft leuchtendem Blicke anschaudend, seine winzigen, abgemerteten Handchen bitrend ineinanderlegte.

„Ich verstand ihn. Nach erdte ich mich von meinem Sitze und eilte zurück in die lichtstrahlenden Räume zu den frohen Festgenossen.“

„Meister“, flüsterte ich, indem ich mich lachte an den Hausstern heranrückte, „unter deiner Schöpfung da unten liegt im Sterben. „In verlangt nach Euch und nach Musik. Wollt Ihr seines Lebens letzten Wunsch erfüllen?“

Da begegnete ein warmer, milder Strahl aus dem Auge des Künstlers dem meinen. Weis drückte er mir die Hand und versicherte mit mir den Saal. Er holte seine Geige, und wenige Minuten später fanden wir im Zimmer des sterbenden Kindes.

Und wieder rieselten die wunderbaren Klänge gleich perlenden Ton-Rosaden von den bebenden Saiten, schwellend, wogend, süßelnd wie mildes Frühlingwehen, innig wie liebenden Herzens Boden, erhaben wie frommer Gottgedante. Und wie ein Gruß aus Engels Mund umschmeichelten die lieblichen Melodien die entseelende Kindesseele und umgultelten sie mit töndenen Zauberbildern.

Und wieder schlug der Knabe in entzücktem Lauschen sein Auge auf, und seine schmalen, bleichen Lippen küßelten sich unbedürftig: „Er hat's gesagt, er selber, auch ich werde Geigenföng wie er!“

Ein sanftes, seliges Sädeln verklärte seine Züge, ein zitternder Geisler hob die eingefallene Brust, und eingelult von solchem Hoffnungsraum und süßer Harmonien Sang entzückte er. —

Oben ward das Weihnachtsfest bis zum hellen Morgen gefeiert. Und als ich Abends nach dem Meister, da wollte mein Mund niederinken auf des edlen Menschen Hand, der, ruhmbund und glückgemüth, der Glenden nicht vergißt und ihnen Trost und Liebe spendet.

